

(Nachdruck verboten.)

13]

## Die flucht.

Von R. Bagynowski.

„Ah! In der That, das ist ein guter Gedanke!“ rief der Szprawnik erfreut. „Ich bin bereit, Ihnen meinerseits nach Kräften beizustehen und werde den Gouverneur gleich davon benachrichtigen. Vor mehreren Jahren hat der Vater von Barlaam Barlaamowitsch dasselbe versucht, und es fehlte nicht viel, so hätte er eine Medaille dafür bekommen. Das Getreide war aufgegangen und schon fast reis, aber die hiesigen Landwirte wollten die Sache beschleunigen und machten an allen vier Ecken Feuer an, und haben das Getreide, scheint mir, mit Stumpf und Stiel verbrannt. Heute noch existiert das kleine viereckige Ackerfeld am Sardanach, auf dem dieser gute Mann sein Korn gebaut hat.“

„Er hat eine schlechte Wahl getroffen. In der Niederrung, wo es sehr feucht ist, kann das Getreide nicht reifen. Meine Genossen haben sich schon eine Stelle jenseits des Flusses am Abhange der Berge ausgesucht,“ antwortete Samuel unbeirrt.

Bald verschwand das Pferd, das nach Krassuski's Zurte gebracht worden war, aus dem Mittelpunkt der Stadt und wurde mit der Zeit vergessen.

Außer den Eigentümern, die es liebten und hüteten, wie ein kostbares Kleinod, schien ihm Frau Arkanoff am herzlichsten zugethan, und das war Herrn Arkanoff Grund genug, es nicht leiden zu können.

„Was findest Du nur an dieser ungeschlachteten, dickbeinigen Bestie, die zottig ist wie ein Bär?“

„Es ist wohlgebaut, hat einen sehr schönen Kopf und einen wunderhübschen Gang. Kenner haben schon das Doppelte dafür geboten. Es heißt, es müsse irgendwo im Süden gestohlen worden sein, denn es sei zu hübsch, um hier aus der Gegend zu stammen, und der Zakut, der es verkauft hat, ist spurlos verschwunden. Die Polizei hat umsonst nach ihm gefahndet.“

„Eine schöne Geschichte! Sie werden noch in einen Kriminalprozeß verwickelt werden. Aber woher weißt Du das alles?“

„Ich weiß es schon. Ja, Du, Du sitzt ja immer zu Hause und liest oder redest mit Tscherewin über den Grund aller Gründe. Nicht mal zu einem Spaziergang kann man Dich bewegen. Komm', wir wollen den Schimmel besuchen. Du sollst sehen, wie klug er ist, wie sanft. Er frißt aus der Hand und geht mir jezt überall nach wie ein Hund; und als ich das erste Mal an ihn herantrat, sprang er wie toll, stellte sich auf die Hinterbeine und quiekte vor Bosheit und Angst, wie ein Zerkel. . . Er hat sich sehr verändert. . .“

Einer dunklen, inneren Warmung gehorchend, sprach sie nie davon, daß Krassuski sie gelehrt hatte, den Schimmel nicht zu scheuen, daß er ihn gezähmt und daran gewöhnt hatte, ihr Zucker und Brot aus der Hand zu fressen und den Nacken zu neigen, um sich von ihr lieblos zu lassen. Bald war ihr das Pferd so zugethan, daß es wieherte und ungeduldig scharrte, sowie es sie von weitem erblickte. Auf dies Zeichen hin warf sein junger Gebieter die dringendste Arbeit beiseite, trat vor die Schmiede und blickte auch sehnsüchtig nach der Gegend, der das Pferd seinen Kopf zuwandte. Alltäglich um die Mittagsstunde sählg sie den Weg nach der Schmiede ein, und wenn sie über den sonnenbeschienenen, schneebedeckten See daherkam, dann wurde der Tag in Krassuski's Augen immer heller, eine unbeschreibliche Freude erfüllte ihn und die immer mächtiger anschwellende Sehnsucht in seinem Herzen, die er für Heimweh hielt, verstummte einen Augenblick.

„Schne ich mich wirklich nur nach Frauen?“ fragte er sich selbst streng. Aber sein Gewissen antwortete ihm sofort, daß das nicht der Fall sei, daß er sein Vaterland nicht um der süßesten Küsse willen dahingeben möchte. Er beschloß, der gefährlichen Neigung Weisheit zu werden und der Besucherin nicht mehr zu begegnen. Eines Tages führte er seinen Voratz auch aus, und trotzdem er den Schimmel wiehern hörte, kam er nicht zum Vorschein, sondern hämmerte beharrlich weiter, indem seine Schläge, ihm selbst unbewußt, immer mächtiger wurden, je ungestümer sein Herz klopfte.

Eugenie hörte den entsetzlichen Lärm, und da sie glaubte, derselbe sei durch eine sehr dringende Arbeit verursacht, ging sie enttäuscht und leise erzürnt fort, ohne einen Blick in die Schmiede zu werfen.

„Was ist denn geschehen, daß Du heute ausziehst, als hättest Du schon sieben Dörfer angesteckt und gedächtest, den roten Hahn auf's achte zu setzen?“ fragte ihn Niehorski beim Mittagessen.

„Worüber soll ich denn so froh sein? Die Flucht gelingt uns sicher nicht. Die Polizei weiß alles. Sie beobachten uns. Ohne Unterlaß schleichen zwei Kosaken um die Schmiede herum. Aber ich hau' ihnen die Knochen entzwei, so wie sie näher kommen.“

„Thu' mir schon den Gefallen und mach' keine Geschichten. Was schaden Dir die Kosaken?“

„Sie schaden mir nicht, aber ich kann es nicht leiden, wenn mir immer jemand vor der Nase steht. . . Uebrigens, was können sie mir anhaben? Sie können mich höchstens einstecken und das braucht Euch nicht im geringsten an Euren Vorhaben zu hindern. Die wichtigste Arbeit ist schon gethan. Ihr könnt auch ohne mich gehen.“

Er wandte den Kopf ab, um die Thränen zu verbergen, die ihm in die Augen schossen.

Alexandroff und Niehorski sahen ihn bestürzt an. Als er sich zum Fortgehen anschickte, folgte ihm Niehorski in den Flur und versuchte ihn festzuhalten, aber er schüttelte ihn heftig ab.

„Krassuski! . . . Stacho! . . . Und Deine Schwester . . . Und Polen? . . . Nimm Dich in acht, Junge, nimm Dich in acht! . . . Bleib' stark!“

„Vor wem? Was soll das heißen?“ fragte er hochfahrend und zuckte die Achseln, und ein gezwungenes Lächeln irrte über seine Lippen.

„Oho! Ich seh' wohl, 's ist schlimmer, als ich dachte,“ flüsterte Niehorski, wagte jedoch nicht, den Jüngling zurückzuhalten, der sich heftig abgewandt hatte und das Haus verließ. Niehorski sah ihm eine Weile nach.

„Ach, diese Weiber!“ sagte er laut und misshütig, indem er sich wieder an den Tisch setzte und seine Theetasse in die Hand nahm. Alexandroff schwieg und klopfte seine Pfeife bedächtig aus.

„Nimm Dich in acht. . . Vor wem soll ich mich in acht nehmen?“ dachte Krassuski indessen. „Er erinnert mich an meine Schwester. Als wenn ich irgend was thun könnte. . . die Frau eines Genossen. . . eine Russin. . . Uebrigens liebe ich sie auch gar nicht. . . sie ist gar nicht hübsch. . . Ihre Nase ist nicht fein, ihre Bewegungen ungeschickt. . . ihr Herz zu wild. . . der Mund zu rot. Sie ist älter als ich. . . aber vor allen Dingen ist sie fürchtbar von sich eingenommen. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß ich sie nicht bemerkt hätte, und ist beleidigt, daß ich nicht vor die Thür gekommen bin. Das ist aber gerade gut. Wir wollen doch sehen! . . .“

Seine Verbitterung wuchs, als er Eugenie gegen Abend Arm in Arm mit ihrem Manne zu Tscherewin gehen sah. Die Arbeit wollte ihm nicht von der Hand, er säuleterte den Hammer zur Erde und versank in schmerzliche Grübeleien. . . Ruska, der das Unglück hatte, eben in diesem Augenblick in die Schmiede zu kommen, sprang schnell wieder hinaus.

„Die reinen Kinder. . . Ich weiß nicht, was sie an mir anzusehen haben. Und doch wollen sie „Idealisten“ und „Demokraten“ sein!“ brummte er.

Krassuski seufzte tief, konnte nicht einschlafen, dachte lange hin und her und konnte es nicht dahin bringen, eine lange, verächtlich-wehmüthige Rede zurechtzulegen in der Art, wie er sie in Romanen gelesen hatte. Das überzeugte ihn vollends, daß er nicht verliebt gewesen, und daß das, was er jezt fühlte, auch nicht Liebe sei. Um Mitternacht schlief er beruhigt und gleichgültig ein. Aber als er aufwachte, und der Glanz des hellen, sonnigen Tages über ihn hereinbrach, übermannte ihn die Sehnsucht wieder. Widerwillig machte er sich an die Arbeit.

Die Einwohner von Dschurbschnj indessen, die von dem warmen Hauch des eilig herannahenden Frühlings aus ihrem Winter Schlaf geweckt wurden, suchten verschiedene verrostete, vorsündflutliche Luntensflinten, Gewehre aus dem achtzehnten Jahrhundert und verbogene Doppelflinten aus ihren

Rammern, kamen damit in die Schmiede und verlangten, indem sie den jungen Mann mit Schmeicheleien überschütteten, er solle das alles so schnell wie möglich in vorzügliche Waffen verwandeln.

„Wenn Sie sich nur daran machen, wenn Sie uns Ihr Versprechen geben, dann sind wir ganz ruhig — nehmen es mit geschlossenen Augen hin. Wir wissen nur zu wohl, daß Ihre Finger Goldfinger sind“ . . . „Geben Sie sich nur rechte Mühe, wir werden uns schon erkenntlich zeigen“ . . . „Wir sind doch keine ganz wilden Leute . . . Wenn wir hier auch in Dschurdschnj sind, so dürfen Sie doch nicht an unsrer Erkenntlichkeit zweifeln . . . Wir wissen auch, was sich gehört, und werden Ihre Verdienste nach Möglichkeit belohnen! . . .“ redeten sie auf ihn ein.

Wenn er irgend ein Gewehr zurückwies, war die Beleidigung groß. Den ganzen Tag riß die Prozeßion nicht ab. Da die Thür offen stand, hörte er zuweilen die Unterhaltungen seiner Kunden, wenn sie sich vor der Schmiede begegneten.

„Nun? Hat er's angenommen?“  
„Nein. Er sagt, es sei nichts mehr damit anzufangen . . . Der Proß . . . Es muß ihm jemand was vorgeklatscht haben.“

„Na, ich will's mal mit meiner Büchse versuchen . . . Das Gewehr ist gut, aber der Hahn ist zerbrochen.“

Wieder kam ein neuer Kunde, nahm die Mühe schon vor der Thüre ab und schwätzte:

„Geben Sie sich nur rechte Mühe, wir werden uns schon erkenntlich zeigen . . .“

Je näher die Mittagshunde rückte, desto schärfer wurden die Antworten Krassuskis. So oft er Schritte auf dem Pfade vernahm, klopfte sein Herz, er wußte nicht, was zu ihm gesprochen wurde, und mußte sich mit Gewalt zusammennehmen, um nicht hinauszureifen; aber bald hatte er seinen Irrtum erkannt und betrachtete dann das Gewehr, das ihm ein neuer Jäger vorzeigte, mit so drohenden Blicken, daß sich dieser auf der Stelle verloren gab.

„Was soll's?“  
„Eine Kleinigkeit . . . das Hähnchen . . . Es will nicht recht treffen . . .“

„Stellen Sie's unter die andern!“  
„Kann es bald fertig sein? . . . Darf ich fragen? . . .“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie sehen ja, wie viel ich davon stehen habe. Immer dieselbe Geschichte . . . alles auf einmal . . . zerreißen kann ich mich doch nicht . . .“

„Aber vielleicht wollen Sie die Güte haben . . . mir zu Liebe.“

„Warum gerade Ihnen zu Liebe? Ich werd's machen, wenn die Reihe daran kommt.“

Der Jäger blickte die Klinkammer mit Entsetzen an, spielte verlegen mit seiner Mühe, wartete auf eine gnädige Antwort, aber da Krassuski düster über seinem Schraubstock gebeugt weiter arbeitete, machte er eine linksische Verbeugung und zog sich zurück.

Diese Reparaturen, die Krassuskis ausschließliches Monopol waren, warfen einen bedeutenden Verdienst ab, besonders, da es zum guten Ton gehörte, mit seiner Arbeit zu renommieren. Selbst Warlaam Warlaamowitsch, der, wie der Zsprawnik behauptete, ein ungeladenes Gewehr fürchtete und noch nie in seinem Leben geschossen hatte, schickte seine verrostete Doppelflinte jedesmal vor der Frühjahrsaison pflichtschuldigst in die Schmiede. Bald war die Werkstätte voll der verschiedensten Gewehre, aber Eugenie war nicht gekommen.

Der folgende Tag war trübe, von Norden wehte ein kalter Wind und es schneite in ganz feinen Flocken. Krassuski ließ die Thür der Schmiede offen stehen, obgleich es ihn von Zeit zu Zeit eiskalt durchschauerte. Er fürchtete, sie könnte kommen und er ihrer nicht gewahr werden. Er nahm an, den Tag zuvor hätten sie die Dschurdschnjaner verschleudert; heute ließen sie sich nicht sehen, denn selbst wenn das Wetter nur vorübergehend umschlug, verhielten sich die Einwohner hier, als sollte der Frühling nie mehr kommen. Jagd und Rassen waren vergessen, und sie saßen in den Stuben und wärmten sich am flackernden Herdfeuer.

Die Unmenge von Arbeit ließ keine melancholischen Gedanken bei Krassuski aufkommen, der halbe Tag war schnell vorüber, und er wußte kaum, wie er verfloßen war, als ein Schatten an der Thür vorbeihuschte. Er blickte auf, und all sein Blut floss ihm zum Herzen: vor ihm stand Eugenie, ganz mit blühenden Schneekristallen übersät, und sah ihn lächelnd an:

„Guten Morgen! Ach, die vielen Gewehre!“ rief sie. „Schon das letzte Mal sah ich, daß Sie keine Zeit hatten.“

Seien Sie mir nicht böse . . . Aber ich habe gestern von meinem Fenster aus die Pöllerwanderung gesehen und wollte gern wissen, was das bedeute. Ich fürchtete schon, es könnte damit zusammenhängen . . . Sind Sie krank?“ fragte sie angsterfüllt und trat über die Schwelle. „Sie sind so blaß.“

Sie hielt plötzlich inne und schlug die Augen nieder. Der Blick, mit dem Krassuski sie ansah, und seine bebenden Lippen hatten ihr alles gesagt. Sie stand da, wie vom Blitz getroffen. Auch Krassuski rührte sich nicht, denn die Erde schwankte unter ihm. Endlich flüsterte sie etwas Unbernehmliches, wandte sich um und ging.

Krassuski war es, als senke sich ein schwarzer Vorhang vor ihm herab. Eine stille, graue Traurigkeit, die kalt war wie dieser schneeige Tag, umfing ihn mit einem Mal und erfüllte ihn mit namenloser Mattigkeit.

An diesem Tage mußte er noch etwas erleben, was ihm in andern Verhältnissen sehr nahe gegangen wäre; jetzt war ihm alles gleichgültig.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein heroisches Mittel.

Von Léon Karof.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

In der unteren Etage beginnt jemand Klavier zu spielen. Fingerringen. Langsam, schwerfällig, mit gehaltenen Noten, gleichsam noch halb im Schlaf.

Rageot (aus dem Bett springend): „Da haben wir die Bescherung! Erst sieben Uhr! Und schon fängt das Gellimper an! Das geht nun so bis Mittag! . . . Und nach dem Mittag vor neuem bis zum Abend! Himmelsdromerw . . . Was sagt ein Mensch dazu?! Soll ich vielleicht bei einem solchen Spektakel arbeiten?! Der ich nicht zwei Gedanken aneinanderreihen kann, wenn auch bloß die Feder kratzt! . . . Ich kam doch nicht schon wieder spazieren gehen wie die letzten acht Tage? Erstens regnet es. Zweitens fördert mich das nicht in meiner Arbeit. Drittens . . .“

Das Klavier in der unteren Etage geht zu einer andren Art Training über. Es exekutiert Konfiguren, welche hinauf und hinab steigen, wieder umkehren, ineinander fließen, sich in ganz unwahrscheinlicher Art und Weise verwickeln — etwa wie verschörkelte Krabestelen.

Rageot (verzweifelt): „Wenn das noch lange so weiter geht, werde ich verrückt, ganz bestimmt! Ich werde meine Thätigkeit aufgeben und einen andren Beruf ergreifen müssen. Aber Himmelsdromerwetter! Dazu hätte ich nicht das Doktoorexamen machen brauchen!“

Das Klavier in der unteren Etage widmet sich jetzt mit bewundernswertem Eifer der Ausführung hüpfender und tänzelnder Uebungen.

Rageot (wütend): „Der Hauswirt behauptet, das sei kein Grund, sofort auszugehen! Und ich habe noch sieben Jahre Kontrakt! Sieben Jahre! (Faßt zuerst einen Entschluß, dann seinen Gut.) Mir bleibt nur ein Ausweg: ich muß meinen unbefannten Feiniger aussuchen und dem unerträglichen Zustande auf die eine oder andre Weise ein Ende machen!“

Er steigt in die untere Etage hinauf und klingelt. Das Klavier stellt seine Thätigkeit ein. Ein Mädchen öffnet und führt Rageot in den Salon. Nach einigen Augenblicken erscheint eine dicke Dame in den Bierzigern.

Rageot (wirft einen Blick auf das offen gebliebene Klavier, welches ihm die Zähne zu zeigen scheint, — einen Blick voll Haß und Berachtung): „Ich wollte mir erlauben, Madame, Sie in meiner Eigenschaft als Hausgenosse um eine kleine Gefälligkeit zu bitten.“

Die Dame: „Um was handelt es sich, mein Herr?“

Rageot: „Um folgendes: ich habe (mit den Zähnen knirschend) das Vergnügen, die Zimmer über Ihnen zu bewohnen. Und da ich, offen gestanden, gegen das Klavierpiel in allzu großen Quantitäten einen gewissen Widerwillen habe, so — so — möchte ich Sie bitten: wäre es Ihnen nicht möglich, etwas weniger dieses — (dem Klavier heimlich auf den Rücken klopfend mit dem glühenden Verlangen, ihm eine oder gar einige Saiten zu zerbrechen) — etwas weniger auf diesem hübschen Instrument zu spielen?“

Die Dame (lächelnd): „Ach, mein Herr? Ich spiele ja gar nicht.“

Rageot (auffspringend): „Was sagen Sie?“

Die Dame (ihren Satz beendigend): „— sondern meine Tochter Elvira, die sich für das Konservatorium vorbereitet.“

Rageot (mit dem Köpfchen eines zum Tode Verurteilten, dem man von der Guillotine spricht): „Ah! Fräulein Elvira? Sehr angenehm! (Heuchelt das lebhafteste Interesse.) Aber finden Sie nicht, Madame, daß Ihr Fräulein Tochter zu viel übt? Sehen Sie,

sie muß ja krank werden, wenn sie vom Morgen bis zum Abend spielt! (Wittend.) Ich sollte meinen, wenn man eine Viertelstunde täglich —

Die Dame (protestierend): „Eine Viertelstunde!“

Rageot (entgegenkommend): „Meinetwegen eine halbe Stunde, wenn Sie solchen Wert darauf legen!“

Die Dame (lächelnd): „Unmöglich, mein Herr! Der Lehrer sagt stets, sie soll spielen, bis die Finger brechen!“

Rageot (für sich, böse): „Ach, möchten sie doch brechen — aber gleich! (Laut:) Verzeihen Sie, Madame, wenn ich etwas zu dringlich bin, aber ich muß Ihnen gestehen: Fräulein Elvira bereitet sich für das Konseratorium und mich fürs Irrenhaus vor! — Sie begreifen, das kann so nicht weiter gehen!“

Die Dame (spitz): „Wenn das Klavierspiel meiner Tochter Sie so sehr geniert, mein Herr, ziehen Sie doch aus!“

Rageot (aufbrausend): „Und mein Kontrakt, Madame? Ich habe noch sieben Jahre Kontrakt!“

Die Dame: „Und wir neun!“

Rageot (denkt ernstlich an Mord oder Selbstmord): „Nein!“ (Sich mächtigend, bemüht, einen versöhnlichen Ton anzuschlagen): „Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, Madame. Wenn Sie so liebenswürdig sein wollten, in acht Tagen aus dieser Wohnung auszugehen, so —“

Die Dame (entrüstet): „Mein Herr, dieser Scherz —!“

Rageot: „Glauben Sie, mir ist nach Scherz zuwante? Also ernstlich — Sie wollen nicht? (Mit Nachdruck:) Ich würde natürlich sämtliche Umzugs- und sonstigen Kosten tragen.“

Die Dame: „Genug, mein Herr! Wenn Sie mir also weiter nichts zu sagen haben, so —“

Rageot (wütend): „Doch, Madame! Ich habe Ihnen noch viel zu sagen! Sehr viel! Ich habe Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie mir weiter das Leben so zur Qual, zur Hölle machen, ich Gleiches mit Gleichem vergelten werde. Sie sollen mich erst kennen lernen! Ich werde Unterricht auf der großen Trommel nehmen! Ich —“

Die Dame (ruhig): „Das steht Ihnen frei, mein Herr.“

Rageot: „Unterricht im Waldhornblasen!“

Die Dame (immer ruhig): „Wenn Ihnen das Vergnügen macht?“

Rageot: „Ich werde mir eine Schnellfeuerkanone anschaffen und mich artilleristisch ausbilden!“

Die Dame (unerschütterlich): „Ich zweifle zwar, daß diese Art Musikinstrumente im Kontrakt gestattet ist — aber wenn ja, darf ich natürlich nichts dagegen sagen.“

Rageot: „Ich werde Sie auf alle nur mögliche Art und Weise kitzeln! Ich werde Ihre Dienstmädchen verführen!“

Die Dame (lächelnd): „Ich werde einen Diener nehmen.“

Rageot: „Ich werde Ihnen die Fensterscheiben einwerfen!“

Die Dame (achselzuckend): „Ich werde auf Ihre Kosten neue einsetzen lassen.“

Rageot: „Ich werde Ihnen Judpulver durchs Schlüsselloch blasen!“

Die Dame (unerschütterlich): „Schön! Dann werden wir uns eben tragen.“

Rageot (sieht die Unmöglichkeit ein, auf diese Weise zu einer Verständigung zu gelangen, und versucht eine andre Art): „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madame! Ich habe mich von meinem Zorn hinreichend lassen. Ich sehe ein, ich bin im Unrecht. Aber ich bitte Sie, ich flehe Sie an: haben Sie Mitleid mit mir! Denken Sie an meine Existenz, die vernichtet, an meine Arbeit, die unmöglich gemacht, an meine Zukunft, die zerstört wird (mit thränenreicher Stimme) und legen Sie dem Klavier von Fräulein Elvira Hülfe an!“

Die Dame (ebenfalls entgegenkommend): „Ja, mein Herr, glauben Sie denn, daß es mir Vergnügen macht, meine Tochter so den ganzen Tag klumpen zu hören?“

Rageot (mit einem Hoffnungsstrahl): „Also —?“

Die Dame: „Ja, aber es ist ihre Zukunft! Ich kann doch das arme Kind nicht um seine Zukunft betrügen!“

Rageot (verächtlich): „Das Klavier seine Zukunft! Eine recht magere Zukunft, wahrhaftig! Wenn ich eine Tochter hätte, es würde mir nie im Traum einfallen, aus ihr eine Klavierlehrerin machen zu wollen. Ich würde sie Schneiderin, Putzmadam, Stickerin werden lassen oder —“

Die Dame (trocken): „Meine Tochter zieht es aber vor, Klavierlehrerin zu werden.“

Rageot (verzweifelt): „Giebt es denn nichts, gar nichts, um dessenwillen sie auf diesen Beruf verzichten würde?“

Die Dame: „Nichts! Gar nichts! (Nach einer Pause) Doch! Es giebt etwas — aber das ist wenig wahrscheinlich.“

Rageot (sieh an den Lippen der Dame festhaltend — natürlich nur mit den Augen): „Was? — Was meinen Sie damit? Sprechen Sie!“

Die Dame: „Wenn Elvira sich verheiraten würde.“

Rageot (sieh auf die Idee stürzend): „Aber ja! Natürlich! Selbstverständlich! Sie muß sich verheiraten! Warum haben Sie nicht schon längst daran gedacht?“

Die Dame: „Weil meine Tochter keine Witgift hat.“

Rageot (emphatisch): „Witgift! Muß man denn durchaus eine Witgift haben, wenn man, wie Ihr Fräulein Tochter, jung, hübsch, reizend —“

Die Dame (erstaunt): „Sie haben sie gesehen?“

Rageot: „Nein, nie! Aber ich verpflichte mich, ihr einen Gatten zu verschaffen! Mein Wort darauf! Wollen Sie mir ihre Photographie anvertrauen?“

Die Dame: „Mit Vergnügen!“ (Sie reicht ihm das Bild eines mageren, reizlosen, wenig entwickelten weiblichen Wesens.)

Rageot (entsetzt): „Donnerwetter!“ (Er nimmt seinen Hut und steigt in seine Wohnung hinauf, während unten Fräulein Elvira sich von neuem ans Klavier setzt.)

II.

Einen Monat später. Rageot hat versucht, die junge Dame bei diesem oder jenem seiner Freunde an den Mann zu bringen, hat eine Unmenge Geld für Zeitungsannoncen ausgegeben — alles vergebens! Schließlich faßt er einen heroischen Entschluß. Er selbst heiratet Donna Elvira unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie in der ehestlichen Behausung niemals das Piano öffnen darf. Wenn sie das unüberwindliche Verlangen fühlt, Klavier zu spielen, soll sie diesem Laster außerhalb des Hauses frönen.

Als die Hochzeitsgesellschaft die Kirche verläßt, bemerkt Rageot, daß seine Schwiegermutter ein sorgenvolles Gesicht macht.

Rageot: „Was ist denn los? Sie sehen ja nichts weniger als entzückt aus?! (Spöttisch) Ich sollte meinen, Sie hätten alle Ursache, entzückt zu sein! Denn die Geschichte hier ist Ihnen doch ganz unverhofft gekommen? (Betrachtet seine errötende, reizlose Gattin.) Oder haben Sie jemals im Ernst daran gedacht, Ihre Tochter könnte einmal unter die Haube kommen?“

Die Schwiegermutter: „Gerade dieser Umstand, lieber Freund, stimmt mich so nachdenklich.“

Rageot: „Warum denn?“

Die Schwiegermutter (weich): „Weil ich jetzt ganz allein in der großen Wohnung bin. Denken Sie nur, wie traurig mein Leben sein wird!... (Die Augen senkend.) Und da sich wohl nicht so leicht eine Gelegenheit findet, mich wieder zu verheiraten —“

Rageot (in Lachen ausbrechend): „Sie?! Wieder verheiraten?! Wo, zum Teufel, glauben Sie sich einen Dummen zu finden?“

Die Schwiegermutter (ruhig): „Wie gesagt, mit dieser Möglichkeit rechne ich nicht. Und deshalb — weil ich nun so allein bin — und nicht weiß, was ich mit meiner Zeit anfangen soll, so —. Ich muß Ihnen ein Geständnis machen, lieber Freund. Von morgen ab nehme ich Klavierstunden!“

Kleines feuilleton.

ie. Japanische Landwirtschaft. Weniger als ein Sechstel, genauer 15,7 v. H. der gesamten Fläche von Japan, wobei die Insel Formosa noch ausgenommen ist, besteht aus adersaubäufigem Boden. Daraus ergibt sich von selbst, daß es dem Land schwer fallen oder gar unmöglich sein muß, eine stark anwachsende Bevölkerung aus eigenen Erzeugnissen zu ernähren. Mehr als die Hälfte der adersbauenden Familien bestellen weniger als 1 Hektar, ein weiteres Drittel zwischen 1 und 1 1/2 Hektar, und nur 15 v. H. der ländlichen Grundbesitzer bebauen mehr als 1 1/2 Hektar. Unter Berücksichtigung der Arbeiterverhältnisse stellt sich heraus, daß auf einen Mann etwa 40 Ar zur Bestellung entfallen. Es bestehen Gesetze über die Bewässerung, über den Schutz des Waldes, über die Beaufsichtigung der Wasserkäufe, über die Bildung landwirtschaftlicher Vereine, über die Verbesserung der Entwässerungsanlagen und über die Regulierung der Grenzen zwischen den Gütern. Der letztgenannte Punkt ist vielleicht der zunächst wichtigste. Die kleinen Landgüter der Japaner haben nämlich noch den Nachteil einer erblichen Zersplitterung, indem sie aus einzelnen, nicht zusammenliegenden Feldern bestehen, deren jedes im Durchschnitt nur 7 Ar groß ist. Ein im Jahr 1900 erlassenes Gesetz hat eine Regelung auf dem Wege vorgeesehen, daß benachbarte Landleute ihre Felder gegen einander austauschen können, damit der Besitz des Einzelnen mehr zusammengefaßt wird und damit auch die einzelnen Felder soweit vergrößert werden können, daß sich eine Bestellung mit Pferden oder Maschinen verlohnt. Bis jetzt sind aber erst etwa 8000 Hektar des Ackerbaulandes in dieser Weise reguliert worden. Zur anderweitigen Förderung des Ackerbaues unterhält die Regierung eine staatliche landwirtschaftliche Versuchsstation mit 9 Zweiganstalten. Die Arbeit dieser Institute ist vorzugsweise theoretisch und geschieht in 8 Abteilungen: für Sämereien, Baumschulen, landwirtschaftliche Chemie, Insektenkunde, Pflanzenphysiologie, Tabak, Gartenbau und allgemeine Angelegenheiten. Die Ergebnisse der Forschungen werden an 33 Versuchsgütern mitgeteilt, die von den Provinzen mit Beihilfe der Regierung angelegt und bewirtschaftet werden, und hier werden die Theorien vor ihrer Veröffentlichung einer praktischen Prüfung unterworfen. Dadurch ist bereits eine Verbesserung in der Qualität und Quantität der Ernten durch sorgfältigere Auswahl der Sämereien und besseres Verständnis der Varietäten und ihrer Anpassung an die örtlichen Verhältnisse erzielt worden, ferner wirksamere Mittel zur Vernichtung schädlicher Insekten, die Möglichkeit zur Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten, größere Geschicklichkeit in der Anwendung von Düngstoffen und die Entdeckung geeigneter Gräser zur Anlage von Wiesen, die ein großes Bedürfnis für das Land waren, da bisher der ganze Bedarf an Heu aus China eingeführt werden mußte. Der Staat gewährt ferner eine Beihilfe

zur Unterhaltung von 8 landwirtschaftlichen Schulen, wo die Söhne von Landwirten Unterricht in den allgemeinen Grundfächern des Ackerbaues, der Landesaufnahme, der Tierarzneykunde und verwandter Gegenstände erhalten. Außerdem hat die Regierung noch eine besondere Versuchsanstalt für Theepflanzungen angelegt, ein Laboratorium zur Erforschung der Vieh- und Geflügelkrankheiten, eine Versuchsanstalt für Viehzucht zur Verbesserung des ein- geborenen Viehschlags für Zwecke der Fleischlieferung und der Meierei, endlich noch zwei Gestüte, um die Einführung besserer Pferde zu pflegen. Die Bemühungen um die Schaf- und Schweinezucht haben bisher nur teilweise Erfolg gehabt, da das Klima und die Fütterung große Schwierigkeiten bereiten. Im Jahr 1901 gab es nur 2545 Schafe und 300 000 Schweine in ganz Japan. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse der Landwirtschaft sind Reis, Roggen, Weizen, Bohnen, Maulbeeren, süße Kartoffeln, Hirse, Buchweizen, Naps, rote Bohnen, Kolbenhirse, Thee, Indigo, Kartoffeln, chinesisches Zuckerrohr (Sorghum), Tabak, Baumwolle und Hanf. Die Reisfelder nehmen etwas mehr als ein Fünftel der gesamten besellbaren Fläche ein und liegen meist in den Niederungen, die leicht unter Wasser gesetzt werden können. Maulbeerbäume und Theesträucher werden gewöhnlich in Gärten gepflanzt, die für wichtigere Ernten nicht tauglich sind, also auf den Hängen der Hügel, auf sandigen Dünen und ähnlichen Plätzen. In den wärmeren Teilen Japans wird Gerste und Naps oft als zweite Ernte nach dem Reis gezogen. Die Viehzucht steht noch in den Kinderschuhen und wird wahrscheinlich nie ein wichtiger Erwerb werden wegen der hohen Bodenpreise und des Mangels an einheimischen Gräsern, von denen die meisten außerdem zum Futter für Vieh oder Pferde nicht geeignet sind. Hafer und Mais sind als Viehfutter unbekannt. Weniger als ein Sechstel des arbaren Landes besteht aus Ebenen, und davon gehören wieder etwa zwei Fünftel dem Staat oder der kaiserlichen Familie. Das japanische Volk ist an den Gebrauch von Butter oder Milch nicht gewöhnt und versteht diese Nahrungsmittel auch nicht zu würdigen. Ein allgemeiner Gebrauch von Fleisch ist bisher durch religiöse Vorurteile verhindert worden, obgleich die Japaner jetzt mehr Geschmack daran zu bekommen scheinen. Die japanischen Landleute ziehen auch nicht genug Geflügel, um den Verbrauch an Eiern decken zu können. Der Obstbau hat beträchtlich zugenommen, bildet aber auch noch keinen wichtigen Zweig der Landwirtschaft. Auch der Bienenwirtschaft hat man sich in beschränkter Ausdehnung zugewandt, jedoch steht auch dieser Erwerbszweig noch in den Anfängen. —

**Geographisches.**

— **Natürliche Brücken in Utah.** Die „Königliche Zeitung“ bringt nach der Augustnummer der amerikanischen Monatschrift „Century“ eine Schilderung dreier natürlichen Brücken, die sich im White Cañon (Staat Utah) etwa unter dem 110. Längengrad westlich von Greenwich und etwa 37 Grad 45 Min. nördlicher Breite, zwischen dem Colorado und den Est-Bergen, also im Gebiete der Coloradohöhe befinden. Ein Herr Horace J. Long suchte im Frühjahr 1902 dort nach Edelmetallen und kam dabei mit einem Herdenbesitzer namens Scorup zusammen, der sein Vieh durch die bewässerten Täler jener vegetationsarmen Gegend zu treiben pflegt. Scorup erzählte ihm von wunderbaren Felsenbögen, die von einem Manne Namens Emory Knopfes im Jahre 1895 zuerst gesehen worden seien, und die auch er in jenem Jahre aufgesucht habe. Long und Scorup machten sich deshalb am 13. März 1902 vom Coloradofluß, augenblicklich in der Nähe der Mündung des Fremont, auf. Nach zweitägigem Ritt gelangten sie in den White Cañon, eine 90—150 Meter breite, 120 Meter tiefe, vielschwundene Schlucht mit feil-rechten, ja vielfach weit überhängenden Felsen aus Sandstein, in deren Tiefe stellenweise kleine Föhren und große Pappeln standen. In dieser Schlucht stiegen sie am Morgen des dritten Reisetages auf die drei Felsbrücken, deren oberste und unterste etwa 12 Kilometer von einander entfernt sind. Die oberste Brücke ist die mächtigste; mit ihrem ganz symmetrischen Bogen aus weißem Sandstein, durchzogen von Fäden grünen und orangefarbenen Mooßes ragt sie 125 Meter hoch empor, mit einem Durchlaß von 107 Meter und einer Bogenweite von 100,5 Meter, während die Jahrbreite 12 Meter beträgt. Mit ihren Maßen übertrifft diese Augustabrücke die berühmte natürliche Brücke des Shenandoahthales in Virginien in der Höhe um das Doppelte und in der Bogenweite um das Dreifache. Gleich dieses Naturwunder Utahs einem riesigen Triumphbogen, so hat die unterste der drei Brücken, die sogenannte kleine Brücke, die leichtesten anmutigen Formen einer Bogenbrücke von Menschenhand. Sie hat eine Spannweite von 63 Meter, erhebt sich 42,6 Meter über dem Wasser und hat bei einer Mächtigkeit von nur 6 Meter eine 11 Meter breite Fahrstraße; der Cañon öffnet sich ebenda in ein sanft geschwungenes weites Thal, und dies giebt dem Bilde eine Perspektive, in der die Schönheit des Baues vortrefflich hervortritt. Die dritte, mittlere Brücke, von Long Karolinenbrücke genannt, ist ein ungefüßes Werk der Natur, plump und ungeschlacht, aber durch ihre Größenverhältnisse höchst wirksam: sie bildet einen quer über den Cañon gelegten Block von 62 Meter Länge und einer Durchlaßhöhe von 60 Meter, über der sich der Felsen selber 37 Meter im Höhendurchmesser erhebt; die Jahrbreite beträgt 38 Meter. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Eine neue durch Mutation entstandene Pflanzenform. Bekanntlich ist es vor einigen Jahren dem holländischen Botaniker de Vries gelungen, von einer Nachterzenart

(*Oenothera Lamarckiana*) eine ganze Reihe neuer Formen durch sprungweise Variation oder Mutation zu erhalten. Seit der Veröffentlichung jener epochemachenden Versuche ist nun bereits mehrfach die Mitteilung gemacht worden, daß auch in anderen Pflanzenfamilien neue Abarten, die offenbar durch Mutation entstanden sind, aufgefunden worden seien. So hat bereits im Jahre 1900 Graf Solms-Laubach über eine neu-entstandene Form des Girientäschelkrautes, die er *Capsella Heegeri* nennt, berichtet. Neuerdings meldet der Wiener Botaniker F. Wiesner in der „Oesterreichischen Botanischen Zeitschrift“, daß er bereits im Jahre 1888 in einer Au bei Brunn eine neue Form der Gattung *Lysimachia* (Friedlos), die der Species *L. Nummularia* zwar nahe- steht, sich aber in vielen wichtigen Punkten scharf von ihr unter- scheidet, entdeckt habe. Die neue Form, die unter dem Namen *Lysimachia Zawadskii* beschrieben worden ist, zeichnet sich durch länglich eiförmige, relativ stark gefaltete Blätter, durch auffallend lange Blüten- stiele, durch lanzettliche, am Grunde nie herzförmige Kelchzipfel, sowie durch lange, schmale Blütenkronenblätter aus. Außerdem ist ihr Habitus zwar niederliegend, nicht aber kriechend, wie bei *L. Nummularia*. Trotz unzähliger Bemühungen gelang es niemals, die neue Pflanze an irgend einem andern Standorte aufzufinden. Niemals ist es auch geglückt, an Stöcken von *L. Nummularia*, die unter den mannigfaltigsten Bedingungen (verschiedene Lichtintensität, verschiedene Luft- und Bodenfeuchtigkeit) in den wechselndsten Kom- binationen gezüchtet wurden, Variationen von der Art der *L. Zawadskii* zu erhalten. Es hat daher in der That den Anschein, als müßte die von Wiesner entdeckte neue Form durch Mutation entstanden sein. — („Prometheus.“)

**Notizen.**

- Eine wichtige Publikation über die reichen wissenschaft- lichen Ergebnisse der deutschen Südpolar-Expedition ist in Vorbereitung. Sie wird 10 Bände in Quart und einen Atlas von 3 Bänden umfassen mit Hunderten von Abbildungen und Tafeln. Der Leiter der deutschen Südpolar-Expedition Professor Dr. v. Drygalski ist auch Herausgeber und Redakteur dieses großen Werkes, dessen Verlag die Firma Georg Reimer in Berlin über- nommen hat. —
- „Die Brautlotterie“, Messagers Vaudeville- Operette, ist für das neue National-Theater in Berlin er- worben worden. —
- Die Operette „Das Ei des Columbus“ von Otto Schwarz hatte bei ihrer Uraufführung in Wiesbaden einen starken Erfolg. —
- Hugo Lubliners neues Lustspiel „Ein kritischer Tag“ ist für das königliche Schauspielhaus in Berlin erworben worden. —
- Eine Ausschreibung an österreichische Künstler. Die österreichische Gesellschaft zur Förderung der Medaillenkunst beabsichtigt, eine Platte ausführen zu lassen, die eines der folgenden drei Themen darstellen soll: „Der Frühling“, „Hundertjähriger Bestand Oesterreichs als Kaiserthum“, „Donau- weichen und eiserner Mann“, und ladet zu diesem Zwecke die österreichischen Künstler zur Vorlage von Modellen ein. Die Modelle sind, mit dem Namen und der Adresse des Künstlers versehen, bis 30. September d. J. an den Präsidenten August Ritter v. Loehr in Wien III, Gärtnergasse 18, einzusenden. —
- Dr. Karl Aschoff in Kreuznach ist es gelungen, aus dem Sinter der Kreuznacher Solquellen einen Stoff zu trennen, der starke radioaktive Wirkungen zeigt, und zwar scheinen die in den Quellen vorhandenen Varyumverbindungen die Träger dieser Eigenschaften zu sein. —

**Büchereinkauf.**

- Dr. Dwiglaj: „Der saure Apfel.“ Lyrik. München. Albert Langen. —
- Walter v. d. Elbe: „Eva“ oder „Der Weg“. Drama. Elberfeld. J. H. Vorn. —
- Otto Julius Bierbaum: „Die vernarrte Prinzess.“ Drama. München. Albert Langen. —
- J. Zohst: „Klaus Winkler“. Roman. München. Friedrich Rothbarth. —
- Emile Zola: „Mantas.“ Romellen. München. Albert Langen. —
- Henry Rosenbaum: „Allesamt Sünder“. Romellen. München. Friedrich Rothbarth. —
- Selma Lagerlöf: „Christuslegenden.“ Romellen. München. Albert Langen. —
- Guy de Maupassant: „Die kleine Roque.“ Romellen. München. Albert Langen. —
- Björnsterne Björnson: „Gesammelte Er- zählungen, 2. Band.“ München. Albert Langen. —
- Freiherr v. Schlicht: „Der Lügenmajor.“ Militärhumoresken. München. Albert Langen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 28. August.